

Dämmerung : aus den Aufzeichnungen eines Einzelgängers

Autor(en): **Steiner, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **76 (2002)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dämmerung

Aus den Aufzeichnungen eines Einzelgängers

Nun bin ich also pensioniert, und ich muss mich daran gewöhnen, nicht mehr nach Stundenplan zu funktionieren. Ich stelle fest, dass mir diese Eingewöhnung nicht schwer fällt. Ich genieße es, Rentner zu sein, schon das Wort gefällt mir ausgezeichnet.

Jedesmal durchzuckt mich ein kleines Glücksgefühl, wenn ich im Arbeitszimmer auf die leere Stelle blicke, wo vor Monaten noch Berge unkorrigierter Aufsätze

Vor zehn Uhr morgens bewege ich mich nicht mehr in der Stadt.

lagen. Die Schulmappe lehnt schlaff an der Schreibtischwand. Sie wird nur noch gebraucht, wenn ich Briefe oder Einzahlungsscheine (oder beides) zur Post tragen muss.

Vor zehn Uhr morgens bewege ich mich nicht mehr in der Stadt. Offen liegen die Tage vor mir. Schon das Frühstück dehnt sich ein bisschen in die Länge. Meine Frau und ich lesen die Worte zum Tag (Zitate, Sinnsprüche, Aphorismen), die auf den Zettelchen des Abreisskalenders stehen, eines in deutscher, eines in französischer Sprache. So kommt uns das Französisch nicht ganz abhanden. Wenn wir ein einzelnes Wort (oder mehrere) nicht verstehen, greift meine Frau zum Taschenlexikon und gibt Auskunft. Gegen die Verkalkung kann man nicht früh genug ankämpfen.

Dann geht's mit Bianca, unserer Hündin, in den nahegelegenen Wald. Nun, da die Schüler nicht mehr da sind, rede ich vermehrt mit ihr, oft auch mit mir selbst. Manchmal murmle ich Verse, die aus unerfindlichen Gründen in mir haften geblieben sind: «*Astern, schwälende Tage, alte Beschwörung, Bann ...*» oder «*Komm in den totesagten Park und schau ...*» Auf diese Weise wird die berufliche Deformation gepflegt und durch Abfuhr gemildert.

Den Wald, in dem ich gehe, kenne ich gut. Er erstreckt sich über eine weite Fläche bis hin zu zwei Nachbardörfern. Mit allen unseren Hunden habe ich im Minimum 40'000 km in ihm zurückgelegt. Dabei ist es mir nicht gelungen, mir mehr als etwa 20 Baum- und Pflanzennamen einzuprägen. Immerhin vermag ich die Fichte und Föhre zu unterscheiden; ich liebe den Seidelbast, der an drei oder vier Stellen noch vorkommt; ich gehöre zu den wenigen, die den Dachs gesehen haben, der seit Jahren den mächtigen Bau am Bord eines nicht mehr begangenen Waldweges bewohnt; fast täglich begegne ich den Rehen, deren Wechsel mir bekannt sind, und seltener dem Fuchs, der, wenn er mich und Bianca erblickt, mit hängendem Schwanz im Unterholz verschwindet.

Beim Aussichtspunkt mache ich halt und blicke hinunter auf die Stadt. Heute sind die Alpen nicht zu sehen. Dafür interessiere

ich mich für die unmittelbar unter mir liegende Baustelle. Ein riesiger Kran fasst schwere Zementkübel, schwenkt – und setzt sie an der gewünschten Stelle ab. Die Kabine in luftiger Höhe ist leer; der Kran wird, unsichtbar, vom Boden aus gesteuert. Ein schwerer Laster fährt heran, wendet und bewegt sich rückwärts in Richtung Trax, der einen tiefen Graben aushebt. Alles, was geschieht, geschieht wie in Zeitlupe. Lange schaue ich hinab, und mir wird bewusst: *Jetzt bist du Rentner, jetzt hast du das richtige Rentnergefühl, lass dir nichts entgehen, du hast Zeit.*

Der mit Erde beladene Laster entfernt sich. Der Kran zieht den nächsten Kübel in halbe Höhe und schwenkt. Der Traxführer hat den Motor abgestellt und ist ausgestiegen. Ich höre Rufe von Männern, die ich, da die Baustelle abschüssig ist, nicht sehen kann. Ich überblicke alles: den Bauplatz, an einigen Stellen den Fluss, die Hauptbrücke, auf der ein nie endender Verkehr herrscht, die Altstadt, die Aussenquartiere, mit Ausnahme der rückwärtig gelegenen, die wie hingekotzte Agglomeration, dahinter, südwärts, die bewaldeten Höhenzüge, im Osten den Staufberg, Schloss Lenzburg, den Kestenberg, davor das Hochkamin von Wildegg. Morgen werde ich wieder da stehen. Ich suche den Blick von Bianca. Sie erhebt sich sofort; sie weiss, jetzt geht's ans letzte Wegstück.

Vor Mittag zu Hause. Meiner Frau ist aufgefallen, dass ich länger weggeblieben bin. Meistens weiss sie aber, in welche Richtung ich gegangen bin. Das ist nicht ganz unwichtig, denn neurologische Störungen haben mich schon dreimal kurz niedersinken lassen. Aber ich bin immer wieder schnell auf die Beine gekommen.

Vor etwa vier Wochen hat mir ein anderer Rentner, dem ich regelmässig im Walde begegne, mitgeteilt, eben habe er ein kleines

Wenn wir uns trennen, geben wir uns die Hand, er lacht, dreht sich nach ein paar Schritten um und winkt zurück.

Schläfchen gemacht, er wisse nicht mehr, wie er umgesunken sei, Benno, sein Hund, habe ihn geleckt und er sei aufgewacht; wie lange er gelegen habe, wisse er nicht, vielleicht zwei, drei Minuten.

Der Mann, der mir solches berichtet, gewesener Ingenieur, vierundsechzig, leidet an Leukämie. Wenn wir uns treffen, halten wir an und tauschen uns kurz aus. Ich frage nach seinem Befinden, und er gibt offen Auskunft, sagt etwa: «Sie (die weissen Blutkörperchen) haben wieder zugenommen, das Programm läuft planmässig ab, abends bin ich früher müde.» Wenn wir uns trennen, geben wir uns die Hand, er lacht, dreht sich nach ein paar Schritten um und winkt zurück.

Ich mag diesen grossgewachsenen Mann mit den rehbraunen Augen und bewundere seine Gelassenheit. Er stammt aus dem Solothurnischen und spricht einen unverfälschten Dialekt.

Vor einiger Zeit hat er mir erzählt, sein Vater sei Bezirkslehrer und einige Jahre lang der Kollege von Josef Reinhart gewesen, ja, beider Familien hätten sogar in benachbarten Häusern gewohnt, man habe sich bestens gekannt. Mein Interesse war sofort geweckt, denn schon als Viert-, Fünftklässler hatte ich Reinharts Bücher gelesen und gemocht. Seltsam auch, dass der Wald, in dem wir beide standen, an das Dorf grenzt, in dem Reinhart in jungen Jahren gewirkt hatte und wo nach ihm eine Strasse benannt ist. Und schliesslich fiel mir ein, wie befriedigt ich gewesen war, als ich die Verse, die in Otto F. Walters «Zeit des Fasans» dem Familienoberhaupt leitmotivisch zugeordnet sind, identifizieren konnte. Ihr Autor ist Josef Reinhart. Sie lauten:

*O du mi liebi Zyt,
Wie das vergoht –
Einisch hei d Rose blüeiht,
Röselirot.*

und beschliessen als Refrain die beiden Strophen des Gedichts «Winter». (Allerdings hat Walter nur die letzten beiden Zeilen verwendet.) Die Verse, die ich bei Walter und danach in der Anthologie

«Schweizer Lyrik» aus dem Jahr 1944 gefunden hatte, gingen mir nicht mehr aus dem Kopf. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich sie (immer alle vier) vor mich hinsage und repetiere. Dabei versuche ich, das «o» in «vergoht» klanglich einzufärben, wie Solothurner es unwillkürlich tun, nämlich nicht tief und dumpf – so sprechen es z.B. Aargauer –, sondern um eine Nuance geschlossener, heller, genau so, wie ich es von meinem Waldkollegen, dem gewesenen Ingenieur, höre.

Mich haben Klangfarben und Intonationen schon immer stark berührt, insbesondere in der Lyrik. Fortan werden Reinharts Verse, deren schlichte Wehmut ich liebe, auch ihm, dem Ingenieur, gewidmet sein. Übrigens hat er mir heute morgen gesagt, er lasse sich nun doch chemisch therapieren; ohne diese Therapie könne man ihn von der Milz, die das Zehnfache des Normalgewichts erreicht habe, nicht befreien. Muss ich betonen, dass ich ihm das Beste wünsche? Wenn ich ihm das nächste Mal auf unseren vertrauten Wegen begegne, werde ich ihm das «o» in «vergoht» vorsprechen und ihn fragen, ob der Klang stimmt.

★

Noch vor dem Mittagessen, das bei uns karg ausfällt, weil meine Frau und ich ein frühes Nachtessen vorziehen, die Lokalzeitung. Sie hat keine Ahnung, dass es mich gibt,

obschon ich sie seit Kindsbeinen lese (frühe Erinnerungen: Bild- und Textberichte über die versehentliche Bombardierung von Schaffhausen und Basel und später über den Nürnberger Prozess).

Ich entscheide mich, was die Rubriken angeht, meistens für die folgende Reihenfolge: Sport – Aargau – Ausland/Inland/Wirtschaft – Lokales – Kultur. Das Leben passt sich diesen Gefässen bestens an; nie geschieht nichts: Fringer steht bei GC Zürich vor der Entlassung – Vogel, der Mann mit dem richtigen Namen, vor dessen Blick das Blut zu Eisen gerinnt, hat sich einmal mehr durchgesetzt. Der grüne Außenminister und späte Asket Fischer bringt frischen Wind in die EU und irritiert den Grossen Bruder, die USA, mit lässigen Aperçus zur politischen Grosswetterlage. Die bilateralen Verträge sind unter Dach und Fach; Cotti und Schüssel umarmen sich zärtlich, Blocher knurrt und warnt vor unliebsamen Überraschungen. Küttigen beschliesst mit knappem Mehr eine neue Sporthalle und rechnet, da in diesem Dorf die Sparsamkeit erfunden worden ist, mit dem Referendum. Im Museum Rietberg sind Lötschentaler Fasnachtsmasken zu besichtigen.

Dann überfliege ich die Todesanzeigen (es sterben immer häufiger Menschen in meinem Alter) und konsultiere sodann die Wetterkarten, die durch ihre Farbigkeit und leichte Lesbarkeit erfreuen. Das Wetter wird immer wichtiger. Wie eine mal

schlampig, mal heiter, mal düster zubereitete Sauce ergiesst es sich täglich in unser Gemütsleben, übrigens auch im Fernsehen, wo, nebst zwei flotten jungen Herren, zwei hübsche junge Damen ohne Beine mit langfingrigen Händen über Kalt- und Warmfronten fahren, von Föhn und nachts aufkommenden Winden plaudern und uns süss, wie sie nun mal sind, nach mindestens zwei Kasusfehler einen «wunderschönen Abend» wünschen.

Das Wetter lässt uns nie im Stich. Während es über das Weisse Haus regnen lässt und in Russland bereits die ersten Menschen erfrieren, zieht über dem Irak ein strahlend blauer Himmel auf; nachts fällt dort kein Regen, nachts fallen dort jetzt Bomben, die ihr Weichziel, Saddam, präzise verfehlen – kein Wunder, dass dem finsternen Menschenverächter das Lachen nicht vergeht. Übrigens ist in einem Artikel der Lokalzeitung angedeutet worden, Bill Clintons periodische Angriffe auf den Irak hätten möglicherweise mit innenpolitischen Problemen zu tun, die er sich durch

***Bei Hans Erich Nossack habe ich
gelesen, dass Frauen manchmal still
und «grundlos» weinen.***

seinen eruptiven Hormonhaushalt eingehandelt habe. Es falle nachgerade auf, dass ... Ja, Bill, altgewordener Kindskopf, es fällt nachgerade auf, dass die Schrecken des

nun bald zu Ende gehenden Jahrhunderts allesamt von Männern ausgegangen sind, die, alle andern Mangelerscheinungen mal weggelassen, mit ihrem Hormonhaushalt nicht zurechtkamen.

Tod und Zerstörung sind seit jeher Männersache gewesen. Männer verwüsten und Frauen räumen auf. Bei Hans Erich Nossack habe ich gelesen, dass Frauen manchmal still und «grundlos» weinen. Dieses Weinen kündigt von einem so entsetzlichen, sich lautlos vollziehenden Menschenunheil, dass ihm mit «Gründen» nicht beizukommen ist. Die wenigen Wesen, die davon einen Schimmer haben, sind «Engel», die sich hinter dem Lärm des Lebens bewegen und uns erst dann begegnen, wenn die Scham darüber, dass wir sind, wie wir sind, uns in die absolute Stille zwingt. Es ist bezeichnend, dass Nossack heute fast vergessen ist. Er gehörte zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die ihrer Erschütterung darüber, dass die deutsche Zivilisation durch Barbarei in Schutt und Asche versank, Ausdruck verliehen haben. Die Fahrt ins Totenreich Hamburg, von der sein Text «Der Untergang» (geschrieben im November 1943) erzählt, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt.

Doch zurück zur Lokalzeitung. Zum Schluss lese ich, falls vorhanden, die Leserbriefe. Am meisten befriedigen mich die Darlegungen jener «Notoriker», die sich

– aus hormonellen Gründen? – Luft verschaffen und irgendwelchen Meinungsträgern heimzünden müssen. Zu ihnen gehören, wie ich bemerkt habe, auch Rentner, die ihre Ergüsse nicht in der Schublade versenken oder zerreißen, wie ich, sondern couragiert und von Zweifeln unbenagt zur Post tragen. Ingeheim beneide ich diese Leute, denn offensichtlich

Denken ist wichtig, aber ohne Schwung gelingt nichts, im Schützengraben nicht und im Leben nicht.

haben sie sich ein bisschen Schwung bewahrt, und Schwung, Lebensschwung, ist immer gut. Das hat mir, dem jungen Leutnant, schon mein Major, später Brigadier, ordentlicher Professor, Rektor, Experte in Staatsrecht, beizubringen versucht, wenn ich ins Grübeln geriet und dabei versäumte, den Feuerüberfall im genau richtigen Moment auszulösen. Denken ist wichtig, aber ohne Schwung gelingt nichts, im Schützengraben nicht und im Leben nicht. Wie wahr! Mein ehemaliger Major lebt noch. Er zählt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Landes, während ich, der schwunglose Frührentner, in einer Ecke sitze und mir über den Hormonhaushalt Clintons den Kopf zerbreche. Und über das «grundlose» Weinen von Frauen. Fatal!

★

Vielleicht sollte ich noch begründen, weshalb ich, wenn ich mir die Lokalzeitung vornehme, die Rubrik «Sport» häufig als erste konsultiere. Wie vieles andere hat das mit Jugenderlebnissen zu tun.

Ich habe den Sport in jungen Jahren sehr geliebt und bin entsprechend aktiv gewesen. Wir Jungen im Quartier, eine Bande, die es in sich hatte, waren alles passionierte Fussballer. Unermüdlich kickten wir uns auf dem riesigen, runden, lindenumsäumten Spielplatz durch ganze Turniere, waren «Stützen» der von uns bevorzugten Mannschaften Servette und Lausanne, schwärmten von Friedländer, Amado, Eggimann, Fatton und Stuber, deren Ruhmestaten uns die sonntägliche Radioreportagen Hans Sutters vermittelten, wenn die Nationalmannschaft im Einsatz war.

Allerdings hatten wir Jungen, anders als diese Grossen, mit kleinen, niederträchtigen Problemen zu kämpfen: Wir besaßen weder Fussballschuhe noch «Jerseys», weder ein markiertes Spielfeld noch richtige Tore mit Netzen, und manchmal hatten wir sogar unsere liebe Not, einen Lederball (mit Schnürung und Ventil) aufzutreiben. Wer ein solch heisses Objekt der Begierde sein eigen nannte, verweigerte bisweilen trotzig seine Herausgabe oder behauptete, die Luft sei draussen, er müsse es zuerst flicken lassen. Dann kickten wir halt mit Ersatzobjekten, schlappen Gummi- oder harten Tennisbällen, oder wichen aufs «Köpfeln» aus.

Jeden zweiten Sonntag stand ich, wenn die Saison lief, auf dem «Brügglifeld» (Eintritt: 20 Rappen) und verfolgte klopfenden Herzens die Partien der hiesigen Fussballmannschaft, die in der zweitobersten Landesliga spielte.

Die Stammformation Ende der Vierzigerjahre kann ich noch heute auswendig hersagen. 10 Minuten vor Spielbeginn dröhnten, von unterschiedlich starkem Applaus quittiert, die folgenden Namen aus dem Lautsprecher: Flückiger, Wüest, Lienhard, Ott, Schär, Monachon, Stettler, Häuptli, Taddei, Flury, Stirnemann. Was die Spielweise anging, wusste ich alles von den Kerlen, die diese Namen trugen, die fünf Minuten vor halb drei, immer nach der Gastmannschaft, mit auf Hochglanz

Häuptli und Flury waren perfekte Techniker, «Verbinder», während der schlitzohrige Taddei im Strafraum wühlte und auf Abpraller lauerte.

pomadisierten Haaren, blusenartigen weissen Jerseys und schlottrigen, knielangen schwarzen Hosen einliefen: Flückiger, heute Bankabwart im Ruhestand, grossgewachsen und rank, war auf der Linie und beim Herauslaufen gleich stark; Wüest, ein gedrungener Kerl mit Bierbauch, ging hart an den Mann und versenkte die fälligen Elfmeter bombensicher. Turm in der Schlacht war der Mittelläufer Schär; hager,

drahtig, schon über vierzig und grauhaarig, rackerte er sich ab und schickte mit genauen Pässen die beiden Flügel, den gazellenhaften Stettler und den deutlich behäbigeren Stirnemann, auf die Reise. Häuptli und Flury waren perfekte Techniker, «Verbinder», während der schlitzohrige Taddei im Strafraum wühlte und auf Abpraller lauerte. Ott und Monachon spielten die Rolle des klassischen Seitenhalls, der eine unauffällig und fleissig, der andere bullig und unnachgiebig.

Ein wenig umstritten war stets die Aufstellung Stirnemanns, von dem man sagte, er spiele nur, weil sein Vater im Club Einfluss habe und den Matchbericht fürs «Tagblatt» schreibe. Aber Stirnemann, der als einziger «studierte», war selten ein wirklicher Ausfall. Zwar kam er nur langsam in Fahrt, verfügte aber über einen satten und genauen Schuss und erzielte dann und wann das entscheidende Tor. Ich trat stets für Stirnemann ein, weil sein Vater, der Berichterstatter, mein Primarlehrer war. Und ich mochte diesen Lehrer, diesen schwergewichtigen, weisshaarigen Mann, der sommers und winters hohe, klobige Schuhe trug und uns Buben in der Turnstunde immer wieder einmal Fussball spielen liess. Weil er mich unter seinen Bürschchen bevorzugte, durfte ich am Morgen nach dem Spiel seinen Matchbericht auf die Redaktion des «Tagblatts» tragen. Wenn ich am Dienstagmittag dann den von mir überbrachten Bericht las, überprüfte ich genau,

was der Vater über den Sohn geschrieben hatte, und stellte fest, dass der Sohn fast immer nur dann erwähnt wurde, wenn er wieder einmal einen wichtigen Treffer gebucht hatte.

Dass ich, älter geworden, dem Fussballclub nicht beitrug, hatte damit zu tun, dass in unserer Stadt, insbesondere an den höheren Schulen und im bürgerlichen Establishment, die nie offen vertretene Meinung herrschte, die «gebildete» Jugend habe im FC nichts zu suchen, die spiele Handball, der FC sei etwas für die «unteren Schichten», für ehemalige Sekundar- und Oberschüler. Solches liess ich mir gesagt sein, obwohl mein Herz am Fussball hing.

Auch später, als ich Handball spielte und nebenbei Leichtathletik betrieb, kickte ich im privaten Kreis weiter und war noch mit über vierzig ein valables Mitglied unserer Lehrermannschaft, die sich in Hallenturnieren mit Ärzten, Polizisten und kantonalen Verwaltungsangestellten mass.

Mir war längst klar geworden, dass im Fussballspiel, einmal abgesehen von den vielfältigen mentalen Elementen, eine vulgär-erotische Komponente steckt, die in der untersten Schublade unseres Triebabhaltes ruht und die Männern einen Lustgewinn verschafft, der nicht leicht übertroffen werden kann.

Was der Fuss, feinfühlig gesteuert, kann, kann keine Hand. Der Fuss stoppt, schiebt,

lüpft, spitzelt, blockt ab, fälscht ab, tempiert; er sorgt für den zirkelnden «Effet», für die urplötzlich sich absenkende «Granate», für den düpierenden Absatztkick. Die Hand fasst, wirft und boxt; viel mehr liegt nicht drin. Im Fussball, der Körpereinsatz und Beweglichkeit, Härte und Witz, Muskelkraft und Eleganz zu verbinden weiss, liegt der Zauber, dem kaum ein normal gewickelter Mann widerstehen kann, es sei denn, er sei mit einer pedestrischen

***Mein Schwung war der Rückschwung,
der Schuss ins Lattenkreuz
die Ausnahme.***

Gefühllosigkeit geschlagen, die höchstens den Ordinarius für Altphilologie zierte. Nie habe ich mich meiner fussballerischen Begierde geschämt, nie des unbändigen Lustgefühls, das mich erfüllte, wenn mir ein genau gezirkelter, unhaltbarer Schuss ins Lattenkreuz gelungen war. Doch ich bin weit abgekommen und muss zu meinem Rentnertag zurückkehren.

Und da ist natürlich zu meiner Entlastung zu sagen, dass ein solcher Tag Raum schafft für Erinnerungen, dies um so mehr, als ich eigentlich schon immer «rückwärts» gelebt habe. Mein Schwung war der Rückschwung, der Schuss ins Lattenkreuz die Ausnahme. Übrigens: Der FCA, dessen Spiele ich seit etwa zehn Jahren nicht mehr

besuche, hat schon wieder verloren und geht in die Abstiegsrunde. Wohlan!

Seit die Geldzwänge überhand genommen haben, seit ich die Namen vieler Spieler nicht mehr korrekt aussprechen kann, hat meine Identifikationsbereitschaft für den Club gelitten. Auch die Effenbergs und Baggios, die Matthäus und Chapuisats, diese abzockenden Millionarios, mag ich nicht mehr sehen. Statt dessen träume ich mich, das sei mir als Pensionist erlaubt, ins alte «Brügglifeld» zurück, wo erzürnte Fans den Schiedsrichter, damals noch oft beleibt und selten nah am Ball, ans Telefon riefen, wo die Securitas dafür sorgen musste, dass der schwarze Mann mit der Sehschwäche nach einem Spiel, das ihm entglitten war, unbeschadet die nach Einreiböl riechenden

***Die frühen Nachmittagsstunden,
darin sind meine Frau und ich uns
einig, sind die schwersten des Tages.***

Katakomben der Tribüne und eine Stunde später ein vor der Tribüne stehendes, scharf bewachtes Taxi erreichte ...

Doch Schluss jetzt, meine Frau ruft, das karge Mittagessen wartet.

★

Die frühen Nachmittagsstunden, darin sind meine Frau und ich uns einig, sind die schwersten des Tages. Jetzt, da mir keine

Schulglocke mehr läutet, trete ich nach dem Mittagessen ein paar Schritte hinaus in den Garten, schlurfe zum Holzschopf hinauf und betrachte die Beigen, die bis in den Frühling hinein reichen müssen. Etwa die Hälfte des aufgeschichteten Volumens habe ich selber aus dem Wald heimgeschleppt, gesägt und gespaltet. Ich liebe es, mit Holz umzugehen; ich mag sein Gewicht, seinen Duft, seine Wärme. Da mir weiter nichts zu tun bleibt, als mit der Hand über ein paar Scheiter zu streichen, kehre ich bald um, betrete vom Garten aus das Haus und setze mich in mein Arbeitszimmer. Soll ich an meinen «Aufzeichnungen» weiterwerkeln? Soll ich lesen? Die Tageszeit lähmt mich, ich hocke einfach da und schaue leer hinunter auf die Stadt. Auch sie döst.

Im vergangenen Sommer und Herbst habe ich mich an den Nachmittagen manchmal auf kleine Exkursionen begeben. Einmal bin ich nach Baden gefahren, habe den «Stein» erstiegen und mir anschliessend die Altstadt, eine der schönsten im Aargau, angesehen. Ein andermal ging's nach Rheinfelden, wo ich in einer offenen, sonnenbeschienenen Gasse zu Mittag ass, von da mit dem Schiff nach Basel, von der Ländte hinauf zum Münster und in den Kreuzgang, den ich, vor einigen Epitaphen stillstehend und die Inschriften entziffernd, langsam durchwandelte. Stumm sprechende Vergangenheit, wie wenig ich von ihr wusste!

Und schliesslich bestieg ich eines Mittags Bahn und Postauto und liess mich zum alten Schulhaus von Schiltwald hinaufkutschieren, um mir den Schauplatz von «Schilten» vor Augen und Gemüt zu führen, eine Fahrt, die ungleich sanfter als in Burgers Schilderung verlief.

Abgesehen von der privaten Tagesschule, die sich vor einiger Zeit hier oben eingestrichelt hat, war fast alles noch so, wie Burger es beschrieben hat. Die Türen standen offen, der Unterricht hatte noch nicht begonnen, und ich besichtigte unbemerkt die einzelnen Zimmer, dann die kümmerliche graue Turnhalle mit ihren vorsintflutlichen Geräten und zuletzt den ominösen «Andachtsraum» mit dem noch ominöseren Harmonium.

Bevor ich mich zu Fuss auf den Rückweg machte, betrat ich den kleinen, vis-à-vis gelegenen Friedhof und besah mir die Gräber und Steine. Einige Momente lang beschlich mich das Totengefühl, das Burger so oft beschworen hat, dann hörte ich das Schulhausglöcklein «klenken», lauschte ihm eine Weile nach und ging, noch ein paar Mal zurückschauend.

Burger! Wie sehr habe ich ihm Unrecht getan, weil ich jahrelang geglaubt hatte, seine Bücher nicht lesen zu müssen, weil er ein unsympathischer Wichtigtuer sei, ein ganz und gar unangenehmer Zeitgenosse. Vielleicht ist er das ja auch gewesen – und vieles Andere mehr –; als ich ihn dann

doch las – ein halbes Jahr später war er tot –, fiel alles bisher Gemeinte von mir ab. Ich tat innerlich Abbitte.

Was ich von Hermann Burger als Schriftsteller halte, habe ich an anderer Stelle

Nie zuvor hatte ich in der modernen Literatur etwas gelesen, das einen ähnlich starken Widerhall in mir ausgelöst hätte.

gesagt. Hier nur soviel: «Schilten», «Die künstliche Mutter», «Brenner» und andere, kleinere Texte haben mir eine innere und äussere Welt eröffnet, die mir eigenartig vertraut war. Nie zuvor hatte ich in der modernen Literatur etwas gelesen, das einen ähnlich starken Widerhall in mir ausgelöst hätte. Eine bitterbösergötzliche, durch alle Stufen der Verletzung hindurchgegangene Phantastik, gepaart mit einem Reichtum der Sprache, deren Mutter die Entbehrung ist, die Fülle der Bilder und Gestalten, welche, nur allzu oft ins Makabre stilisiert, aus der Enge des heimatlichen Tales herauswachsen – das – und noch vieles mehr: Genauigkeit, Abundanz der Mittel, die Vermengung von Lebens- und Todesmelodien – war's, was mich im Innersten traf, beglückte und erschütterte. Abbitte leisten!

★

Jetzt, da Winter ist, bin ich nachmittags selten unterwegs. Ich sitze da, schaue hinaus und warte auf den Abend, der mich ein wenig beleben wird. Ich greife zu Donna Leons «Endstation Venedig», Brunettis zweiten Fall.

Meine Frau mag Leons Bücher und empfiehlt sie mir, warum, habe ich schnell begriffen. Es liegt in erster Linie am Kommissar Brunetti, dann an der stupenden sinnlichen Genauigkeit, mit der die Leon italienisch-venezianische Mentalität samt ihrer grundsätzlichen, resignativ hingenommenen Gross- und Kleinkorruption beschreibt. Doch Brunetti, zweiter Mann hinter dem eitlen, von oben protektionierten Vice-Questore, Mitte vierzig, leicht korpulent und verhalten zärtlicher Familienvater, sorgt dafür, dass unsere Zuversicht angesichts der anfallenden Tücken und Scheusslichkeiten nicht ganz zu Schanden geht.

Dass berufliche Souveränität, wohldosierte Skepsis und ein herber Charme ihn in allen Lagen auszeichnen, dass Klugheit, Selbstbeherrschung und Mitgefühl ihn nie verlassen, nicht einmal in den dunkelsten Momenten, wenn ein inszeniertes Verbrechen aus verdeckten Gründen nicht unbedingt ans Licht gezogen werden soll, weil zu starke Kräfte dahinterstecken – das alles deutet darauf hin, dass die gescheite Leon sich diesen Guido Brunetti zum Liebesobjekt geschaffen hat, genau so, wie sich

hinter Paola, Brunettis Frau, Englischdozentin an der Universität, das leicht geschönte und verjüngte Selbstporträt der Autorin verbirgt.

Auch anderes ist zu bewundern: die präzisen, witzigen Dialoge, die Kunst, Gemeintestumm, durch das Heben einer Augenbraue oder durch einen vielsagenden Blick deutlich werden zu lassen, und schliesslich das feine Sensorium für die Nebenfiguren, die Brunetti umgeben, die Sekretärinnen

***Im Atmosphärischen liegt der Zauber,
der uns zum Lesen zwingt.***

und Sergentes, die ihn, den Diskreten, alle mögen und darum nie im Stiche lassen. Nicht das Verbrechen und die Methode, mit der es von Brunetti und seinen Helfern aufgedeckt wird, sind das Wichtigste und Spannendste in Leons Büchern, das Wichtigste und Spannendste ist das Fluidum der Stadt Venedig mit ihren Kanälen, Brücken, Plätzen, Bistros und Läden, mit ihrer vorder-, hinter- und abgründigen Menschlichkeit, mit ihrer Pracht und versteckten Armut. Im Atmosphärischen liegt der Zauber, der uns zum Lesen zwingt.

Seit ich Brunetti kenne, hoffe ich ihm zu begegnen, wenn ich irgendwann mal nach Venedig komme, obwohl er die ausgewalzten Calle meidet und am liebsten verwin kelte Nebenwege nimmt.

Aber irgendwo, möglicherweise in einem Cafe, werde ich ihn sehen, werde sehen, wie er im Dienst einen Capuccino trinkt und ihn ohne Quittung bezahlt, weil er die Wirtin seit Jahren kennt und sie ihn auch, denn ein bisschen Korruption muss sein, ist menschlich. Und Brunetti, sonst äusserst seriös in allen Dingen, wäre kein Venezianer, wenn er dem Staat, von dem er sein Gehalt bezieht (etwa Fr. 4000.– monatlich), kein Schnippchen schläge. Denn totale Seriosität, das weiss der kluge Kommissar, ist ein Laster.

Von der nahen Stadtkirche schlägt es fünf Uhr. Ich erhebe mich und blicke hinüber zu Bianca, die auf dem abgewetzten Sofa liegt, mich unverwandt im Auge behaltend. Sie springt hinunter, wedelt heftig, bellt, denn gleich geht's hinaus, aus dem Haus, in den Wald. Wie jung, wie frisch sie noch ist mit ihren zehn Jahren! Wenn wir vom Wald zurück sein werden, wird meine Frau das Feuer im Cheminée entfacht und das erste Glas Wein, das den Feierabend einschwemmt, bereitgestellt haben. Also los jetzt, keine Zeit verloren!

★

Auf dem Nachhauseweg noch schnell zum Aussichtspunkt. Es ist schon fast Nacht. Die Baustelle unter mir ist nicht mehr in Betrieb. Am kurzen rückwärtigen Hebel des Krans hängt ein sechseckiger, schmied-

eisernen Weihnachtsstern. Er leuchtet mit 30 Glühbirnen auf die Stadt und ins Tal hinunter.

Auf der Brücke reger Feierabendverkehr. Ich fixiere zwei Verkehrsampeln, die im Kurztakt von Rot über Orange auf Grün wechseln – und umgekehrt. Hier oben herrscht Stille. Bianca lehnt ruhig an meinem linken Knie. Ich schaue hinunter auf das Lichtgesprenkel und auf die darin schattenhaft aufragenden Türme der Stadtkirche und des Oberen Tores.

Seit über sechzig Jahre lebe ich in dieser Stadt, früher an der Aare, heute oben auf der vorgeschobenen Juraanhöhe, die aus mir unbekanntem Grund «Hungerberg» heisst.

Vor fünfzig Jahren zählte die Stadt 12'000 Einwohner, jetzt 16'000. Ihr innerer Kern lädt, wo nicht verkehrsberuhigt, kaum mehr zum Wohnen ein; ihn «beleben» überwiegend Läden und Büroräume, die nachts

Würde mich einer fragen, ob ich die Stadt, in der ich seit meiner Geburt lebe, liebe, fiele mir die Antwort nicht leicht.

erlöschen. Die Verkehrsmisere, zur Hauptsache durch die topographische Lage bedingt, ist bis heute nicht behoben worden. Wer die Altstadt besichtigen will – und einiges an ihr ist aus historischen Gründen sehenswert, kann an Sonntagmorgen

durch die leeren Gassenzüge schlendern und sich die dekorativen Dachhimmel, einige Brunnen, das Rathaus, die Stadtkirche, den Obertorturm und andere Wahrzeichen der Vergangenheit zu Gemüte führen. Zum Ausruhen findet er nur wenige einladende Plätze, und auch das kulinarische Angebot ist im Kerngebiet eher dürftig, in frischer Luft fast gar nicht vorhanden.

Würde mich einer fragen, ob ich die Stadt, in der ich seit meiner Geburt lebe, liebe, fiele mir die Antwort nicht leicht. Vielleicht würde ich sagen, sie sei mir eben vertraut, ich hätte sie schon in jugendlichem Alter durchstreift und erkundet, sei in einigen ihrer Schulhäuser gegessen, hätte an ihren Festen teilgenommen, auf der «Schanz» mit niedlichen Mädchen getanzt, mich im «Schachen» den längst abgeschafften Kadettenübungen unterzogen.

Ich würde von Menschen reden, die seit kurzem oder schon lange auf dem «Rosengarten» ruhen, von andern, mit denen ich aufgewachsen bin und die grösstenteils noch leben: vom Postbeamten Mäni, mit dem ich in der «Golatti» Monopoly spielte und dabei bisweilen mein Vermögen verlor – vom ehemaligen Geschäftsinhaber Reini, der als erster unserer Klasse nicht mehr mit der Einsteckfeder, Marke Sönneken, sondern mit einer Füllfeder schrieb und der, anders als ich beim Monopoly, nicht nur virtuelle Verluste erlitt.

Ich würde davon berichten, dass ich mich noch an die alte katholische Kirche an der Casinostrasse erinnere und an den Bau der neuen an der Poststrasse, deren Glocken von der Aarauer Schuljugend unter Meister Rüetschis Leitung per Seil in die luftige Kammer des Turmes hinaufgezogen wurden – nicht zu vergessen die berühmte Kettenbrücke, über deren eingöhlten Bretterboden ich sommers auch barfuss hüpfte, die vor über fünfzig Jahren zuerst um ca. zwölf Meter flussabwärts verschoben, durch einen eleganten Konfektionsbau ersetzt und dann abgerissen wurde.

Übrigens, würde ich noch hinzufügen – denn Rentner sind Schwätzer –, sei beim Bau der neuen Brücke ein noch jüngerer Mann, den ich wegen seines Cowboyhutes bewunderte, verunglückt, bei der Installation der Caissons unter Wasser erstickt, das «Tagblatt» habe ausführlich darüber berichtet.

So also würde ich reden – und vom Hundertsten ins Tausendste kommen. Würde vom alten «Saalbau» reden, in dem ich

Im Saalbau hörte ich zum erstenmal die «Winterreise» und verliebte mich vage in die «schöne Müllerin».

als Heranwachsender Weltberühmtheiten musizieren hörte und Theater spielen sah: Dinu Lipatti, Walter Gieseking, Wilhelm

Kempff, Artur Rubinstein, Clara Haskil; den alten Heinrich Schlusnus und den jungen Ernst Häfliger, die Maria Stader; Käthe Gold, Maria Becker, Ernst Ginsberg – damals noch nicht einmal ahnend, welche Verdienste sich Juden in der Welt der Kunst (und Wissenschaft) erworben haben.

Im Saalbau hörte ich zum erstenmal die «Winterreise» und verliebte mich vage in die «schöne Müllerin». Ich liess mich erschüttern vom gefassten Sterben der Maria Stuart und schwor dem abgefeymten Höfling Wurm in «Kabale und Liebe» innerlich Rache. Ich begann die Klassiker zu lesen, und das saisonal angekaufte Musik- und Theaterangebot der kleinen Stadt legte in mir Fundamente, von denen ich noch heute zehre.

So also würde ich reden, die Gegenwart und das, was sie kulturell bietet, glatt neugierend. Aber die Stadt lieben?

Ja, wenn lieben bedeutet, in etwas lebenslang Vertrautem sitzen zu bleiben, nein, wenn ich mir vorstelle, wie Lärm und Gestank die Gassen erfüllen, wie eben jetzt, da ich, Bianca am linken Knie, in das abendliche Gewimmel hinunter schaue, dabei bedenkend, dass die Dunkelheit die Mahnmale baulicher Verschandelung gnädig verhüllt. Da kann auch die festliche Weihnachtsbeleuchtung, die nachts die entleerten Strassenzüge erhellt, wenig helfen.

Mich dünkt, sie wirke zu industriell, zu gleichförmig und in der Art, wie sie lebloses Pflaster und Gemäuer bescheint, ein bisschen gespenstisch. Und es ist fraglich, ob sie in ihrer Stereotypie die vereinzelt Gestalten, die zu später Stunde durch die Gassen wandeln, innerlich illuminiert.

Nur an zwei Tagen im Jahr zeigt sich die Stadt in ihrer ursprünglichen Schönheit, nämlich dann, wenn die Jugend, altem Festbrauch gemäss, blumengeschmückt oder lebendige Lichter tragend, unter den Augen der mitfeiernden Erwachsenen durch die ausgeräumten Gassen zieht. Dann liegt über der Stadt ein Schimmer des Glücks, ein Hauch von Verheissung, und kein altes Herz ist so müde, als dass es unter dem Eindruck dieses Hauchs und Schimmers nicht ein wenig schneller schlägt.

Lassen wir also das Lamentieren! Es wäre eine Lüge, zu behaupten, ich hätte mich in dieser Stadt nie richtig wohl gefühlt, es habe an ihr gelegen, dass nicht alle Knabenmorgenblüenträume reifen.

Sie reifen nicht, weil ich war, wie ich war: zu sehr aufs Eigene bedacht, zu selten bereit, dieses Eigene preiszugeben. Mein Platz war nie da, wo viele zusammenkommen, nie in der res publica; mein Sinn war immer aufs Nächste und Fernste gerichtet.

Komm, Bianca, nach Hause jetzt, wir müssen gehen!

Die Stube ist wohlig warm. Im Cheminée flackert, wie erwartet, das Feuer. Meine Frau tritt herein und reicht mir ein Glas Weissen. Wir stossen an und lächeln uns zu. Feiertag. Das Wort klingt anders als früher, klingt heller, schwebt heiter im Raum.

Seit ich tagsüber nicht mehr unterrichten, korrigieren, vorbereiten muss, sondern geistschonende Kommissionen erledigen, Baustellen besichtigen, kleine Hausarbeiten verrichten und ohne Zeitdruck mit Bianca meine Waldrunden drehen kann, hat sich die im Schuldienst aufgebaute nervöse Erschöpfung verflüchtigt. Der Abend selbst ist geblieben, was er immer war: die Zeit zu zweit am Feuer, die Zeit der Gespräche, des Verweilens, der Lektüre, manchmal, nicht oft, die Zeit für Freunde.

Gemeinsam alt zu werden hat den Vorzug, die Rückschau auf Vergangenes auszukosten und gedanklich zu würzen, das Folgerichtige und scheinbar Zufällige, das

Das voll Durchlebte erlischt wie von selber und hinterlässt keine Schlacken.

Gelungene und Misslungene, das Durchsichtige und Trübe zu erkennen und der Frage, welcher Sinn in allem gelegen habe, nachzuspüren, eine Art Spiel, das meine Frau und ich mit Herzblut spielen. Wie alles gekommen und geworden ist, wie

jahrzehntelange Gemeinsamkeit uns geschliffen und gemodelt hat, wie es kam, dass wir unser Gefühl füreinander nie verloren haben – das alles ist schon seltsam und des Nachsinnens wert.

Nun, da es Abend wird, häufen sich die Fazite, das Leben beginnt sich zu schliessen; nur das Ende bleibt offen und hält uns in Spannung; noch muss jeder Tag geleistet sein. Die Schule vermisse ich nicht. Das voll Durchlebte erlischt wie von selber und hinterlässt keine Schlacken. Ich habe auch nicht das Gefühl, einen falschen Weg gegangen zu sein, weil die Spuren, die ich auf ihm zurückgelassen habe, weitgehend verwischt sind. Es gibt nichts zu bereuen. Nun kommt's drauf an, was an mir sonst noch ist, ob ich die Statur habe, ein gewesener Lehrer zu sein, ob das, was mich geistig am Leben hielt, trägt und mich weiterführt.

Das Essen am offenen Feuer ist eine Freude. Heute gibt's Weisswürste mit im Rahm gebackenen sauren Äpfeln, dazu ein

***Alles ist Durchgang,
man darf nichts halten wollen.***

Fläschchen Roten, den ich seit dreissig Jahren von meinem Weinbauer aus Dardagny beziehe. Jahr für Jahr trinken wir einen winzigen Teil seiner Ernte. Wir heben uns keine Flasche auf, lagern nicht auf Dauer. Wir leben mit unserem Genferwein wie

mit den Jahreszeiten; das stärkste Element unseres Lebensgefühls ist das Transitorische: Alles ist Durchgang, man darf nichts halten wollen.

Nach dem Essen Gespräche, dann Lektüre. Seit Wochen greife ich abends zu Montaignes «Essais», die vor einem halben Jahr in neuer Übersetzung (Hans Stilett) erschienen sind. Ich komme nur langsam voran, das Buch fordert mir alles ab, nach zwei Stunden bin ich müde. Ich stehe am Ende des ersten Teils, der mit dem Kapitel «Über das Alter» schliesst. Wie nicht anders zu erwarten, kommt Montaigne am Schluss auf sich selbst zu sprechen:

Was mich betrifft, halte ich es für gewiss, dass seit dem dreissigsten Lebensjahr mein Geist und mein Körper an Stärke mehr ab- als zugenommen haben, mehr zurückgegangen als vorangeschritten sind. Es mag sein, dass bei denen, die ihre Zeit gut nutzen, Wissen und Erfahrung mit dem Alter wachsen: Regsamkeit und Reaktionsvermögen aber, Entschlusskraft und andere Eigenschaften, die uns weit eigentümlicher, die weit wichtiger und wesentlicher sind, welken und schwinden dahin.

[...]

Manchmal ist es der Körper, der sich zuerst vom Alter geschlagen gibt, manchmal aber auch der Geist; und ich habe Menschen genug gesehen, denen das Gehirn noch vor dem Magen und den Beinen schwach wurde; und gerade weil dieses Gebrechen der, den es befällt, kaum verspürt

und es sich nur dunkel zu erkennen gibt, ist es um so gefährlicher.

Keine Frage, dass mich diese Passage nicht zuletzt deshalb anspricht, weil ich längst an mir selbst deutliche Anzeichen des körperlichen und mentalen Zerfalls festgestellt habe. Was die geistige Schrumpfung angeht, bin ich allerdings der Meinung, dass Schwachköpfe sich sehr früh zu erkennen geben, dass bei ihnen Reife und Erfahrung, ja selbst Bildung wenig auszurichten vermögen, es sei denn, sie haben viel Energie und Schwung und das Flair, andere für sich einzunehmen.

Dennoch: In allem, was wir fürs Leben mitbekommen, herrscht eine niederdrückende Ungerechtigkeit. Der eine zieht einen grossen Fisch, der andere einen kleinen; ein jeder sehe zu, wie er mit dieser Mitgift

Kein Zweifel: Der Schwachsinn ist dem Menschen angeboren.

zurechtkomme. Auch bin ich mir nicht recht im klaren darüber, welche Form des Schwachsinn, die vitale oder die senile, die verstörendere sei. Dass in beiden Formen eine dunkle, schwer zu fassende Kraft am Werke ist und dass keine auf Magen und Beine schlagen muss, wird von Montaigne mit schöner Ironie bestätigt. Kein Zweifel: Der Schwachsinn ist dem Menschen angeboren. Weder entgeht ihm der in den Welt-

geschäften Bewanderte, noch verschont er den ambitiösen Denker; Religionen und Philosophien sind, je nach Perspektive, voll davon. Kein Weltbild stimmt. Die «Wahrheit», für die man sich die Köpfe blutig schlägt, ist zwei Generationen später obsolet, und wenn man Montaigne folgen will, ist der einfache, nach tradierten Bräuchen lebende Mensch der noch am wenigsten von ihm Befallene.

Doch wer ist Montaigne? Was packt er in sein Buch?

In Händen halte ich eine Lebensschau, unternommen von einem, der zu nichts anderem als zu sich selber kommen wollte, und dies auf eine Weise, die mit «unerbittlich» zwar richtig, aber unvollständig bezeichnet ist. Nicht für die «Welt», die er, der gascognesche Adelige bürgerlicher Herkunft, Jurist, Bürgermeister von Bordeaux, Berater zweier Könige, im bürgerkriegszerrissenen Frankreich hoch über den Parteien stehend und mit knapp vierzig sich auf sein mittelprächtiges Landgut zurückziehend, hautnah zu spüren bekam – nicht für die «Welt» und für die Betreiber ihrer Geschäfte schrieb Montaigne dieses Buch, er schrieb es für sich selber und für seine Nächsten, damit sie zur Kenntnis nähmen, wer er, der merkwürdig Introvertierte, Wählerische und doch stets auf vorbehaltlose Konversation Bedachte, in «Wirklichkeit» gewesen sei. Dies war die Haupt-

absicht. Hinzu kommt, diese Hauptabsicht grundierend und umspielend, eine beinahe überbordende Fülle antiken Wissensgutes, die geistige Grundlage der Epoche, festgemacht an Beispielen aus der Philosophie und der Geschichtsschreibung und an Gestalten, deren Wirken zeitübergreifend denkwürdig blieb.

Recht und Unrecht, Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit, Weisheit und Torheit, das Standhalten oder das Verzagen angesichts der Unausweichlichkeit des Todes; das ist der Stoff, an den Montaigne sein Sinnen und Trachten wendet, ohne ein Moralist der engen Sorte zu sein.

Wer bin ich, wenn ich mich der Leidenschaft ergebe, wer, wenn Alltagspflichten mich bedrängen, wer, wenn die Nächsten Ansprüche erheben, wer, wenn die Krankheit mich niederwirft und mir Schmerzenslaute abringt, und wer, wenn mir, dieser rätselhaften Geistkreatur, die Todesstunde schlagen wird?

Das Buch liefert, im Privatesten gespiegelt, die an Paradigmen geknüpfte Summe jener Werte, die sich in der Praxis der Lebensführung zu bewähren haben. Montaigne, obwohl versponnen, schwierig, in häuslichen Verrichtungen hilflos, intellektuell zugleich ausschweifend und konzis, ist ein Geist, dem kaum eine gefühlsmässige oder mentale Regung entgeht, dessen luzide Skepsis alle Formen des Wissens und

Glaubens durchdringt, dabei sich selbst nie schonend, sich ungleich öfter bezichtigend als lobend. Ungenügendes Wissen ist die Regel, das moralische Defizit normal. Schlimm ist nicht die Schwäche, schlimm ist die Lüge, die der Einsicht alle Türen versperrt.

Aus dem Zwielflicht treten, in die Klarheit kommen, erfahren und erforscht zu haben,

***Es geht nicht um Sünde und Verfehlung,
es geht um Wahrheit, soweit sie im Ich,
diesem labilen Konstrukt, zu fassen ist.***

was uns hinter der Rolle, die wir zu spielen hatten, im Gemeinschaftsleben und im Umgang mit uns selbst, ausgezeichnet hat – dafür stehen die «Essais», dafür zuallererst. Ein Buch, das bekennt, aber kein «Bekenntnisbuch», keine «Confessiones», kein Lebensbericht im Sinne Rousseaus. Es geht nicht um Sünde und Verfehlung, es geht um Wahrheit, soweit sie im Ich, diesem labilen Konstrukt, zu fassen ist.

Michel de Montaigne starb, der Sprache beraubt, aber völlig klaren Geistes, in seinem 60. Lebensjahr. Er hinterliess seine Mutter, seine Ehefrau, eine Tochter, eine Enkelin und sein grosses Buch, die «Essais». Wer sie wachen Geistes liest, wird nicht nur von ihrem inhaltlichen Reichtum und ihrer sprachlichen Präzision, sondern möglicherweise noch mehr von der intellektuellen

und seelischen Physiognomie ihres Verfassers beeindruckt sein. Der Lesegewinn, den die «Essais» bieten, ist unerhört. Morgen werde ich mit dem dritten Teil beginnen.

★

Manchmal, so auch heute, beschliesse ich den Tag mit Fernsehen. Es sind die kulturellen Spätendungen, die mich in unregelmässigen Abständen vor die Scheibe locken, weniger die knackigen Angebote, die, wie man glauben könnte – aber ich glaube es nicht –, der Stimulierung erschlafte Vitalkräfte dienen.

Heute also zu später Stunde ein Teil aus der Dokumentationsreihe «Hitlers Krieger». Er ist Erwin Rommel gewidmet. Die Aufarbeitung der historischen Fakten nehme ich zur Kenntnis, das meiste ist mir vertraut, der Stoff ist ja hinlänglich durchgekaut worden. Was mich hingegen erneut innerlich anrührt, ist die persönliche Aura dieses Mannes, ausgehend von der kaum mittelgrossen kompakten Leiblichkeit mit dem runden Kopf, den eher weichen Gesichtszügen und der akkurat deutschen Scheitelfrisur. Die ganze Person, umschlossen von der nicht ganz elegant sitzenden Uniform, erweckt den Eindruck von Sauberkeit, Straffheit Redlichkeit; keine Spur von Hochfahrenheit oder Casino-Süffisanz. Verbürgt ist, dass noch der einfachste

Landser in diesem militärischen Führer ein Stück seiner selbst zu erkennen glaubte und ihn gerade darum bewunderte. Umso mehr erschüttert uns die geradezu teuflische Niedertracht, mit der das Ende dieses Mannes inszeniert wurde. Was mag in den letzten Tagen und Stunden in ihm vorgegangen sein?

So viel machte die Dokumentation deutlich: Rommel wusste, mit wem er es zu tun hatte; die Schergen mit der Giftampulle können ihn nicht überrascht haben. Dass er trotzdem seine «Offiziersehre» nicht preisgab, den «Eid» auf den «Führer» nicht brach und sich nicht offen zum Widerstand bekannte, geschah wohl aus einem eingepflanzten Reflex heraus, den er mit fast allen Generälen der Wehrmacht teilte. Auch hielt er, wie sein Sohn Manfred bestätigte, den toten Hitler für gefährlicher als den lebendigen, eine Ansicht, die angesichts der deutschen Anfälligkeit für Mythenbildung nicht leichthin verworfen werden kann. Alles in allem scheint mir aber, dass Rommel, all seiner Funktionen enthoben, wie gelähmt vor dem Ausmass der Verbrechen verharrte, als könne seine Soldatenseele nicht fassen, was er zweifellos wusste, weil sie dazu nicht geschaffen war.

Zu wissen und das Gewusste nicht wahrhaben zu wollen, sich nicht umschaffen, die Treue, obwohl von den Schlächtern auf der andern Seite längst gebrochen, nicht

fahren lassen zu können – das war, glaube ich, Rommels Drama.

Es ist ein sehr deutsches Drama, weil Redlichkeit und Verbrechen sich in ihm aufs perfideste verschlingen, weil der Verbrecher auf die charakterliche Sauberkeit seines Opfers bauen kann.

Eindrücklich auch der Sohn Manfred, der ehemalige Bürgermeister von Stuttgart, der leise und gescheit über seinen Vater spricht, der, das Gift dem Prozess vor dem Volksgerichtshof vorziehend, starb, als der Sohn knapp sechzehn war.

Aus dem Mund des Sohnes vernimmt man kein Wort der Beschönigung; Verständnis, Mitgefühl, Liebe – ja, aber keinerlei Aus-

***Deutsch sein heisse,
so habe ich einmal gehört,
«eine Sache um ihrer selbst willen tun».***

flüchte. Der Sohn sagt, er wisse keineswegs, wie er sich an Vaters Stelle verhalten hätte; das könne man – ungeprüft – nicht wissen. Aus der Distanz zu urteilen falle nicht allzu schwer, und gerade deshalb sei es ratsam, sich im Urteil zurückzuhalten.

Deutsch sein heisse, so habe ich einmal gehört, «eine Sache um ihrer selbst willen tun». Wenn dieser Satz, zumindest der Tendenz nach, stimmt, dann muss das Fürchterliche, das er enthält, gemildert

werden durch das wolkige Ungefähr, das man als «deutsches Gemüt» bezeichnen könnte, dessen wertvollstes Element die Einfühlung ist.

Angenommen, das Gemüt sei eine Art Produkt der kollektiven (und subjektiven)

***Es gibt kaum ein anderes Volk, das,
auf qualitativ unterschiedlicher Ebene,
gleichzeitig so hart und so weich,
so selbstbewusst und so unsicher,
so geistversessen und so seelenvoll ist
wie das deutsche.***

Seele, dann ist es für mich im Falle der Deutschen nicht nur eine Komponente, sondern ebenso sehr ein Widersacher ihrer Geistigkeit, insbesondere da, wo es die Effizienz dieser Geistigkeit bricht und ins Zarte wendet.

Es gibt kaum ein anderes Volk, das, auf qualitativ unterschiedlicher Ebene, gleichzeitig so hart und so weich, so selbstbewusst und so unsicher, so geistversessen und so seelenvoll ist wie das deutsche. Das ist das Markenzeichen, das mich schon immer fasziniert und irritiert hat.

★

Es ist spät geworden; die Dokumentation über Erwin Rommel ist längst zu Ende. Ich stehe vor dem Badezimmerspiegel, putze mir die Zähne, hölzle die Zahnzwi-

schenräume und spüle den Mund. Aber noch wirken die Kriegsbilder nach; Rommels Armee in der afrikanischen Wüste, Rommel auf Kontrollgang an der Küste der Normandie, dann, schon mehrfach gesehen, die Landung der Alliierten am 6. Juni 1944. Diese Bilder wecken Erinnerungen, die weit in meine Kindheit zurückreichen.

Ich sehe mich im Winter als Knirps mit dem Schlitten zum nahen Hügel stapfen, denn damals, 1940, 1941, gab's, anders als heute, regelmässig Schnee, der über Wochen liegen blieb. Während ich, rittlings auf dem «Davoser» sitzend, den Hügel hinunterhottete, heult die Sirene mit dem markerschütternden Doppelton auf: Fliegeralarm!

Wenn ich nicht sofort heimgehe, holt mich die Mutter; hinaus darf ich erst wieder,

Nachts verdunkeln wir mit schwarzen Vorhängen die beiden Küchenfenster und horchen auf das dunkle Brummen der Bombergeschwader, welche die Schweiz überfliegen.

nachdem der eintonige Endalarm erklungen ist. Später, in der Schule, gegen Kriegsende, werden wir Schulkinder, wenn das Heulen einsetzt, in den Schulhauskeller geführt, wo wir auf Bänken, die den Gängen entlang aufgestellt sind, Platz nehmen und

warten müssen, bis uns der Endalarm vom Stillsitzen erlöst. Der Unterricht fällt selten aus, eigentlich nur dann, wenn die Turnhalle von «Internierten» belegt wird.

Den Vater sehe ich wochenlang nicht. Er steht, wie man mir sagt, an der Grenze und schaut, wie man mir auch sagt, hinüber zu den «Schwabern», von denen Gefahr drohe. Nachts verdunkeln wir mit schwarzen Vorhängen die beiden Küchenfenster und horchen auf das dunkle Brummen der Bombergeschwader, welche die Schweiz überfliegen. Die Lebensmittel sind rationiert.

Beim Einkaufen im Konsum muss man der Verkäuferin lilarote, blaue oder gelbe Märklein aushändigen, auf denen das portionierte Gewicht (100 g Butter, 1 kg Mehl) aufgedruckt ist. Wir leiden keinen Hunger, aber die Buttermödeli von «Fuchs» und das Brot werden genau eingeteilt, wobei wir Kinder immer ein bisschen mehr bekommen, weil wir «am Wachsen» seien, und manchmal, eher selten, erreicht uns ein Paket, das uns die Grosseltern, die Bauern sind, senden. Darin finden sich ein Stück geräuchertes Fleisch, ein halbes Suppenhuhn, ein selbstgebackenes Brot und, wenn's hoch kommt, Butter vom «Ankefass», ein weisslich glänzender runder Ballen, der unsere Augen zum Leuchten bringt.

Angst hatten wir nie. Dennoch werde ich den 8. Mai 1945 nie vergessen. Als ich am späteren Nachmittag von der Schule nach Hause kam, stand der um Jahre ältere Nachbarsbub Werner vor dem Gartentürchen und sagte zu mir: «'S esch Fredel!» Ich lief zur Mutter und verkündete ihr die Neuigkeit: «'S esch Fredel!» Wie sie darauf reagiert hat, weiss ich nicht mehr.

Wenn ich Werner, den Nachbarsbuben, der schon gegen die Siebzig geht, von Zeit zu Zeit sehe und ein wenig mit ihm plaudere, kommt mir unweigerlich sein «'S esch Fredel!» in den Sinn, genau in dem Tonfall, in dem er's sagte. Mir scheint, als hätten diese Worte meiner frühen Kindheit ein Ende gesetzt.

Wenig später wurde im «Luegisland» die Friedenslinde gepflanzt, ein Anlass, an dem wir Schulkinder teilnehmen durften. Es war ein herrlicher unterrichtsfreier Frühsommertag, angereichert mit Tänzen, Spielen und Gesang, und obwohl wir Jungen die Tragweite der Feierlichkeit nicht ganz erfassten, spürten wir doch, dass eine neue Zeit angebrochen war. Heute ist die Linde ein stattlicher Baum.

★

Noch bevor ich mich schlafen lege, beschliesse ich, am nächsten Morgen mit Bianca an die Aare zu gehen. Ich werde den Wanderweg durch den Auenwald

nehmen, der flussaufwärts zur Brücke über dem Stauwehr führt. Der Wetterbericht, dargeboten von einer lianenhaften jungen

***Ich liebe den Auenwald, in dem alles,
was knickt und fällt, liegen bleibt,
in dem, wie Ornithologen versichern,
an späten Sommerabenden
noch immer Nachtigallen schlagen.***

Dame, die immer noch nicht weiss, wohin mit ihren spinnenfingerigen Händen, verspricht einen kalten, trockenen Tag, allerdings auch Nebel in den Niederungen, der sich erst gegen Mittag auflösen werde.

Ich liebe den Auenwald, in dem alles, was knickt und fällt, liegen bleibt, in dem, wie Ornithologen versichern, an späten Sommerabenden noch immer Nachtigallen schlagen. Ich mag den sandigen Uferweg, der Bianca belebt und zu kleinen Fluchten ins Wasser animiert.

Oben auf der Brücke werde ich haltmachen. Der Fluss strömt dort still und breit heran, als zögere er, sich in die brausende Tiefe des Wehrs zu stürzen. Ich werde mich, Bianca am Knie, mitten auf die Brücke stellen und flussaufwärts schauen, vor mir die träge Ruhe des sich heranschiebenden Wassers, hinter mir das gischtige Tosen, das sich fünfzig Meter weiter unten bereits wieder beruhigt.

Immer habe ich an diesem Fluss gelebt. In heissen Sommern habe ich mich schwimmend von ihm hinuntertragen lassen, habe ihn, zusammen mit Kameraden, mit einem selbstgebauten Floss befahren, seine beträchtliche Breite in jugendlichem Wettstreit mit Steinwürfen überwunden.

Ich erinnere mich, als sei es gestern geschehen, an den Tag, an dem zwei kleine Jungen aus der Nachbarschaft, Bruno und Dieter, in der Nähe des unteren Wehrs in ihm ertranken. Sie hatten beim Spielen den Tod gefunden. Aber daran und dass mir in frühen Kindertagen dasselbe hätte widerfahren können, werde ich oben auf der Brücke nicht denken.

Ich werde nur stehen und schauen und mich dem Gefühl überlassen, dass mir, dem Pensionierten, heute keine Stunde schlägt. Heute nicht und morgen nicht, obwohl mir seit langem bewusst ist, dass jede, die anbricht, die letzte sein kann.

(1998)

Jürg Steiner wurde 1937 in Aarau geboren. Er unterrichtete von 1966 bis 1998 als Lehrer für Deutsch und Geschichte an der Neuen Kantonsschule Aarau (ehemals Lehrerseminar). Er lebt mit seiner Frau, der Töpferin Marianne Steiner-Stauffler, am Hungerberg.